Abonnementspreis
pro Vierteljahr 1 Mk. bei der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Welt der Arbeit" gratis. Einzelnummer 10 Pf., bei Selbstabholung in der Expedition 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6562) pro Vierteljahr M. 2.70. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Mittwoch von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Einrückung eines Monats gerechnet. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftsstunden von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 61. | Dresden, Sonnabend den 15. März 1902. | 13. Jahrg.

Schutzzoll und Kartelle.

In der schwatzschweifigen und widerspruchsvollen Begründung des Zolltarifs sucht man vergeblich nach einer Darstellung des Zusammenhanges, der zwischen der Schutzzöllnerei und dem Kartellwesen besteht; nicht einmal bei der Eisenindustrie ist davon mit einem einzigen armen Wörtchen die Rede, und doch weiß jedes Kind, daß die industriellen Hochschutzzöllner aus den „schweren Industrien" zugleich die Hauptstützen großer Unternehmer-Vereinigungen sind; sie wissen wohl warum! Je schweigsamer aber die offizielle Tarifbegründung in diesen Dingen ist, um so mehr Anlaß zum Reden haben wir, denn die Kartellierung großer Industriezweige, die an sich als ein organisatorischer Fortschritt der Wirtschaft anerkannt sein mag, hat nicht wenig zur Verschärfung der Krise beigetragen, unter der wir leiden. Professor Lotz (Sonderinteressen gegenüber der Wissenschaft einig und tot) unterscheidet bei den kartellierten Industrien, die mit staatlichen oder privaten Ausfuhrvergütungen exportieren, drei Gruppen: die erste dieser Gruppen subventionierter Ausfuhrgewerbe wird durch diejenigen vertreten, die dank Zollschutz und dessen Ausnutzung durch Kartellierung im Inlande teuerer verkaufen können als zum Weltmarktspreis, da sie aus Steuererträgnissen Prämien für ihre Ausfuhr erhalten; so verhält es sich z. B. mit der Zuckerindustrie, besonders mit den Raffinerien, denen jetzt endlich durch die Brüsseler Konvention das saubere Handwerk der Volksausplünderung etwas erschwert werden soll. Die zweite Gruppe wird nach Lotz gebildet durch solche syndizierte Industrien, deren Ausfuhr zwar nicht direkt aus Staatsmitteln unterstützt wird, die aber doch dank der famosen deutschen Eisenbahntarif- und Zollpolitik, vornehmlich unter dem System Thielen, in der Lage sind, das eigene Volk auszubeuten und dafür das Ausland mit billigen Waren zu versorgen. Zu dieser Gruppe gehören gerade die Kohlen- und Erzgrubenbesitzer, die eigentlichen Scharfmacher unter den Industriellen, die Krupp, Möller, Hilbck und wie die Stümmlinge alle heißen. Sie erfreuen sich des größten Einflusses auf die Staatsregierungen: nicht nur die berühmte 12000 Mark-Affaire beweist das, sondern man kann sich davon auch durch einen Blick in die Aufsichtsratslisten der Aktiengesellschaften überzeugen; die Kirchenbücher und Standesamtsregister würden auch manche gute Ausbeute liefern, wenn man sie durchforschen könnte!

Diese Kartelle regeln den genannten Inlandsabsatz ihrer Branche: von einer Zentralstelle aus wird alles dirigiert: der Inlandsmarkt wird knapp gehalten, damit die Preise hoch bleiben und so viel Profit abwerfen, daß mit ihm und den billigen Exportpreisen die Weltmarktspreise jenseits der Grenze unterboten werden können; oft werden die Erzeugnisse im Auslande geradezu verschleudert, während die inländischen Verbraucher nach allen Regeln der Kunst geschröpft werden. Mancher Fabrikant hat das beim Hereinbruch der Krise schwer empfinden müssen: Kohle, Koks und Eisen wurden von den Syndikaten auf das unverschämteste verteuert, während die Absatzmöglichkeiten jeden Tag mehr zusammenschrumpften. Die Folge waren natürlich Betriebseinschränkungen, Zusammenbrüche, Arbeitslosigkeit.

Die Verteuerung der notwendigsten Rohstoffe durch die Syndikate hat schließlich drittens die wunderbarste Blüte des Kartellwesens aufzuweisen lassen: die Rohstoffsyndikate haben zeitweise und teilweise durch besondere Zuschläge für den Exportbedarf die Selbstkosten des Materials der Verarbeitungsgewerbe wieder herabgesetzt! Ein Beispiel, das Dr. Theodor Vogelstein beigebracht hat, mag das verdeutlichen:

Eine Industrie, die mit fast der Hälfte der Wertes ihrer Produktion auf den Export angewiesen ist, stellt die deutsche Walzdrahtfabrikation dar. Das Material, das hier verarbeitet wird, ist aber regelmäßig um Zoll und Fracht in Deutschland teurer als am Weltmarkt. Die Roheisenproduzenten erhalten den Koks teurer, als ihre ausländischen Konkurrenten: dank der Wirksamkeit des Kokssyndikats. Die Roheisenproduzenten liefern an den Halbzeugverband teurer als zum Weltmarktspreis. Ebenso der Halbzeugverband an die deutschen Drahtwalzwerke. Damit letztere doch exportieren können, erhielten sie in letzter Zeit 15 M. Ausfuhrvergütung pro Tonne auf höchstens 50 Proz. der bezogenen Menge. Zu dieser Vergütung trugen das Kohlen-, Roheisen- und Halbzeugsyndikat je ein Drittel, also je 5 M., bei. Wenn die Drahtwalzwerke exportieren, stehen sie sich für den Teil, der mit Exportvergütung bedacht ist, allenfalls so gut, als wenn Freihandel für die Rohstoffe und Halbfabrikate herrschen würde. Jedoch das Quantum des Exports ist unter Umständen für einzelne Fabriken größer als das mit Ausfuhrvergütungen subventionierte Kontingent. Außerdem zögern unter Umständen die Rohstoffsyndikate, den vollen Betrag der Verteuerung beim Walzdrahtexport zurückzuzahlen. So müssen die Walzdrahtwerke versuchen, wiederum dank dem Zollschutz durch Preisaufschlag am deutschen Markt sich zu erholen. Ihre Abnehmer, die Drahtstiftfabrikanten, finden demgemäß den deutschen Walzdraht wieder für sich unleidlich verteuert. Um ihrerseits exportfähig zu bleiben, müssen sie wieder Ausfuhrvergütungen für den Export in Anspruch nehmen und austeilen.

Es ist gar keine Frage, daß bei der Beratung des Zolltarifs das Syndikatwesen einer eingehenden Besprechung unterzogen werden muß: der Auspowerung der Massen zu Gunsten kapitalistischer Monopolisten muß ein Riegel vorgeschoben werden: am wirksamsten geschieht das durch Zoll- und Eisenbahntarifermäßigungen für die Einfuhr. Lotz sagt mit Recht: „Zoll- und Eisenbahntarifermäßigungen bedeuten Vergrößerung des umstrittenen Absatzgebietes, Verringerung der monopolistisch beherrschten Zonen — wenigstens so lange die Kartellbildung nicht international geworden ist und dadurch die Konkurrenz auf dem Weltmarkte ausgeschaltet wird."

„Geistige Waffen."

In München haben unlängst einige zahlungsfähige Mitglieder des bürgerlichen Nachwuchses den kühnen Entschluß gefaßt, den Leichnam des Liberalismus zu galvanisieren; sie wollen halt auch ein politisches Röllchen spielen, die jungen Herrschaften. Zu so was gründet man natürlich einen Verein, der den schönen Namen „Liberaler Jugendbund" bei seiner — sagen wir mal: Taufe erhielt. Den Vorsitzenden, einen Rechtsanwalt Goldschmidt, gefeierte schon lange nach großen Thaten, und nachdem er mit einigen so kläglichen wie lächerlichen Angriffen gegen die Sozialdemokratie bös abgefallen war, hat er jetzt den Münchner Schwarzen die Gelegenheit verschafft, einmal zu zeigen, was sie unter Toleranz verstehen. Er hatte den ehemaligen Jesuiten Grafen von Hoensbroech, der einen erbitterten aber nicht immer glücklichen Kampf gegen die Ultramontanen führt, nach München zu einem Vortrage über den Toleranzantrag des Zentrums eingeladen. Das genügte, um die Schwarzen in eine maßlose Wut zu versetzen, und sie benutzten die Gelegenheit zu einer wahren Gewaltleistung, die in der politischen Geschichte der letzten Jahre fast einzig dasteht. Schauplatz der Begebenheit war der Münchner Hofkeller, wo der auch den Besuchern der Dresdner Gewerbeausstellung bekannte Herr Georg Lang als Wirt seines Amtes waltet. Ueber die Skandale schreibt ein Augenzeuge unserem Bruderblatt, der Münchner Post, u. a. folgendes:

Die Geschichte begann recht vielversprechend. Marschierenden Kolonnen gleich drängten die Massen durch das breite Eingangsthor, als ich mit der Tramwahn vor dem Hofkeller ankam. „Zutritt nur gegen Eintrittskarte! Damen Zutritt verboten!" Ein Dienstmann hält mir mit ernster Miene das Plakat am Fuße der Treppe entgegen und ich erwerbe mir die Karte zu zwanzig Pfennig, nachdem ich meine Frau, die ich auch jungliberal beleidigen lassen wollte, murrend verabschiedet hatte. Ich wußte ihr zum erstenmal in unserer Ehe Recht geben: die weiberfeindliche Anordnung war unverständlich und tadelnswert. Ich habe diesen Vorwurf später, umringt von kämpfenden Scharen, inbrünstig abgebeten. Waren Damen zugelassen worden, wir hätten sie bald zerquetscht und ganz ohnmächtig vom jungliberalen Schlachtfeld tragen müssen, es sei denn, daß Amazonen unter ihnen vertreten gewesen wären, die wacker mitgeholfen hätten, die jungliberalen Ueberzeugungen den Kosten mit dem Mittel der Maßkrüge einzubläuen.

Ich bin oben vor der Eingangsthür. „Garderobe! Garderobe!" schallt es mir entgegen. Den merkwürdigen Ruf wird man in München gewohnt; ich lehne mich nicht weiter dran und will den Eingang gewinnen. Ein Thürhüter tritt mir beinahe auf mein heiles Hühnerauge; seine Augen blitzen mich feindlich an: „Den Stock müssen Sie unter allen Umständen abgeben!" Ja so, den Stock. Da steht Herr Georg Lang vor mir, diesmal ohne seine Oberlandler, aber mit seinem breiten, lachenden, gemütlichen Gesicht. „Ja, glaubens denn, daß g'rauft wird?" Er zuckt die Achseln. „Möglich! Möglich ist das schon!"

Ich bin allen Ballast los und habe nur noch das Hühnerauge, um mich zu wehren, und den Maßkrug, den ich hoffentlich noch erwische. Es ist zehn Minuten vor acht Uhr. Der Saal ist so gut wie besetzt. Nur in der Nähe des Eingangs sind noch Tischreihen frei. Ich dränge mich durch, erwische beim Nummerntisch einen Stuhl und Lasse mich ungefähr in der Mitte der hinteren Saalhälfte an einer Tischecke nieder. Bald stellte es sich heraus, daß ich einen sehr guten Platz erwischt hatte, wobei der Situation entsprechend sehr gut in sehr lebensgefährlich zu übersetzen ist.

Zuvörderst ging's ja noch recht gemütlich her. Nur der Andrang war ungemütlich. Sonst aber kein Anzeichen der kommenden Stürme. Um acht Uhr sind Saal und Galerie bis zum letzten Platz besetzt. Die Menschenmasse ist ohne erhöhten Standpunkt kaum noch zu überschauen. Zehn Minuten nach acht Uhr gibt's am Podium eine Bewegung. Eine Gruppe Herren steigt die Stufen hinauf. Als Herr Goldschmidt II, der Führer der Jungliberalen, auf seinem Platz angelangt ist und eine hohe Gestalt mit grauem Schnurrbart und energischen Gesichtszügen, in tadellosem Gesellschaftsanzug sich zu verbeugen beginnt — da bricht mit Donnergewalt der erste Sturm los. Es ist ein Sturm des Beifalls, in den sich von drei, vier, fünf, sechs Seiten gellende Pfiffe und tosende Verwünschungen mischen. Goldschmidt II verstärkt sich und beginnt mit aller Muskelkraft die Glocke zu schwingen. Ja, was ist ein dünner Glockenton in diesem Tumult, in diesem orkanartigen Stimmengebrause! Man sieht seine Anstrengungen wohl, aber man hört nichts, nicht einen Laut. Der Graf an seiner Seite ist entsetzt in halber Verbeugung stecken geblieben; fahle Blässe ergießt sich über sein Gesicht und beschwichtigend hebt und senkt er seine aristokratischen Hände. Umsonst. Das Getöse dauert an. Nur die Schreie der Pfeifen durchdringen mit Messerschärfe den beispiellosen Tumult und bringen auch das Blut des Un-

---

Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst von Wolzogen.

(21. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Achtes Kapitel.

In welchem unser Junker zu dem Handschuh, den er schon besitzt, auch noch die passende Hand erwischt und Fräulein Karola sich in Tegel seßhaft macht.

Sobald wie sie gehofft hatte, war Charlotte nun allerdings an dem Abend nicht nach Hause gekommen. Es half ihr nichts, sie mußte noch mit einer rasch zu diesem Zwecke bereiteten Bowle den Glückwünschenden Bescheid thun und eine humoristische Rede des Majors von Wichmann über sich ergehen lassen, welcher sich mit einer Begeisterung ihrer Sache annahm, als ob er ein mindestens onkelhaftes Familieninteresse daran habe. Zu Aribert's größtem Aerger unterließ es der Redner auch nicht mit ebenso viel Wehmut als Ausführlichkeit bei den Banden der Freundschaft zu verweilen, welche ihn mit dem guten, seligen Rittmeister a. D. von Klinkenberg verknüpft hätten. Trotzdem alle anwesenden Mitglieder der Familie Klinkenberg, einschließlich der beiden kaiserlichen Kammerfrauen, durch wildes Augenzwinkern und beredtes Grimmassieren dem gefährlichen Festredner Einhalt zu thun versuchten, ließ sich der kleine Major doch nicht abhalten, mit der echten Wehmutszähre des über sich selbst gerührten Gemütsmenschen in den Wimpern, des tragischen Schicksals seines hochbegabten, ideenreichen, aber leider finanziell talentlosen Freundes mit schonender Pietät zu gedenken und seinem Sohne, der, wie er versicherte, dem unvergeßlichen Vater wie aus den Augen geschnitten sei, zu seinem ersten, großen Glückswurf zu gratulieren. Es stehe sicher zu erwarten, daß aus diesem Liebesbunde des Land- und Sandjunkertums mit der chemischen Industrie der alte Stamm der Klinkenberge die Kraft zu neuen üppigen Trieben saugen werde.

Der gute Major bemerkte nicht, wie die Gesichter der Familienangehörigen immer länger wurden und wie Heinrich Schönbeck das Haupt nach vorn sinken ließ und immer nachdenklicher vor sich hinstarrte. Er ward nur immer humoristischer — unheimlich humoristisch — und schloß seine lange Rede mit den Worten:

„Da sehen Sie den Bräutigam an, meine verehrten Festgenossen, den glückstrahlenden — es ist nicht alles Gold, was glänzt; sehen Sie sich die Braut an, hold errötend in verklärter Schönheit — alles, was Gold ist, glänzt! Der Bräutigam ist es, meine Herrschaften, welcher aus seinen Kornfeldern das schöne Gebäck erzeugt, das den Menschen am Alltag ernährt, und die Braut ist es, die den klingenden Berg ihr eigen nennt, der die Sonntagsbedürfnisse auserwählter Menschen befriedigt. So ist denn für Werkeltag und Feiertag aufs beste vorgesorgt, durch die Vereinigung von Schönbeck und Klinkenberg. Schönbeck und Klinkenberg, sie leben hoch! hoch! hoch!"

Herr von Wichmann that sich nicht wenig zu gute auf seine witzige Namensdeutung, die ihm zuerst eingefallen war und um derentwillen er eigentlich seine ganze Rede gehalten hatte. Und nun war zu seinem großen Mißvergnügen das überraschende Wortspiel nur sehr schwach, gleichsam vorsichtig belacht worden, und der Dank, den er für seine Leistung von seiten der Familienmitglieder erntete, fiel gar sehr kühl aus. Aribert drückte sich sogar ganz um jede Aeußerung herum, ebenso wie dieser empörend langweilige, verbiesterte Gittmischer, dessen verdammte Pflicht und Schuldigkeit es doch gewesen wäre, im Namen der Familie Schönbeck einige passende Worte zu erwidern.

Herr von Mevern hatte den neuen Schwager beiseite genommen, und ihn, nachdem er sein Bedauern über die wenig taktvolle Rede des Majors ausgesprochen, gefragt, ob er nicht das Wort ergreifen wollte, worauf jener kurz und bündig erklärt hatte, er bedauere alle diese zweifellos wohlgemeinten Glückwünsche vorerst überhaupt nicht annehmen zu können; man schiene ganz vergessen zu haben, daß der Vater der Braut noch gar nicht um seine Einwilligung gefragt worden sei.

„Aber ich bitte Sie, liebster Doktor," hatte Herr von Mevern etwas betreten erwidert: „Fräulein Charlotte ist ja doch großjährig. Und außerdem, was sollte denn der alte Herr gegen unseren Aribert einzuwenden haben?"

„Mein Vater ist ein hartnäckiger, alter Achtundvierziger," hatte Heinrich zur Antwort gegeben. „Als solcher hegt er nun einmal ein unausrottbares Vorurteil gegen die Junker. Meine Schwester liebt aber ihren Vater viel zu sehr, um gegen seinen Willen eine Ehe einzugehen."

Nachher hatte Charlotte auch mit Aribert noch ein paarmal tanzen müssen. Das konnte sie ihm unmöglich abschlagen. So war es denn doch ein Uhr geworden, ehe ihr Mietwagen, der schon seit Mitternacht wartete, sie nach Tegel heimführte. Aribert hatte sie selbstverständlich bis an den Wagen hinunter begleitet und auf der Treppe die Gelegenheit ergriffen, sie wegen der Ueberrumpelung um Entschuldigung zu bitten, die ihn selbst auf das peinlichste überrascht habe. Und sie glaubte seiner Versicherung und war ihm außerdem von Herzen dankbar, daß er sie nicht weiter bedrängte um eine entscheidende Antwort auf die Hauptfrage, ob sie ihn denn nun wirklich liebe. Er hatte auch nicht versucht, ihr einen Kuß abzugewinnen; nur Du hatte er sie genannt, aber es ruhig geschehen lassen, daß sie, wenn die Anrede gar nicht zu vermeiden war, noch beim Sie blieb.

Auf dem Nachttischchen vor ihrem Bett hatte Charlotte einen Brief gefunden mit der Aufschrift: „An mein Lottchen." Sie erkannte sofort mit Verwunderung die altmodisch verschnörkelte, schon recht zitterige Handschrift ihres Vaters. Sie riß den Umschlag ängstlich gespannt auf und entnahm ihm einen halben Briefbogen, der folgende Zeilen enthielt:

„Mein geliebtes Lottchen. Du sollst nur gleich, wenn Du nach Hause kommst, eine freudige Ueberraschung erfahren. Der Doktor Abele ist wirklich ein lieber Mensch. Er hat bis neun Uhr bei mir ausgehalten und mich sehr interessant unterhalten und dann hat er um Deine Hand angehalten. Ich halte ihn für einen zuverlässigen, gescheiten Mann mit den besten Aussichten. Außerdem Herz und Gemüt und alles, was man verlangen kann. Ich habe ihm gern zugesagt, wenn Du ihn leiden magst. Also überlege Dir's. Gute Nacht.

Dein treuer Vater W. S."

Als Aribert am nächsten Vormittag ziemlich spät in der Villa Schönbeck seine Aufwartung machte, war der Kampf innerhalb der Familie schon ausgekämpft. Es war recht gut für Charlotten, daß Heinrich früher aufgewacht war, als sie, und bereits mit dem Vater gesprochen hatte. Der alte Herr war sehr böse gewesen; aber da er in seinem Zorn gar zu übertrieben und ins blaue allgemeine hinein gegen leichtsinnige Kavaliere und Lebemänner, Habenichtse, Schwindler und Schwätzer losgeferkelt, so sah sich der stets besonnene und gerechte Heinrich selbst genötigt, Ariberts Verteidigung zu übernehmen,

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020315/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG